

MALER UND MODELL

Ronald Kodritsch

MALER UND MODELL

Mein Leben mit Kate Moss

Alle Geschichten in diesem Buch sind mehr oder weniger frei erfunden, manche stimmen aber auch! Namen wurden teilweise verändert, aber eben nicht alle. Und sollte sich jemand darüber beschweren, dass er/sie nicht besser rüberkommt als im realen Leben, so sollte der/die LeserIn selbst entscheiden welche Realität er/sie/es bevorzugt.

© Ronald Kodritsch, 2015

Abbildungen: „Maler und Modell“,
Ronald Kodritsch / Galerie Brunnhofer, 2002

Lektorat: Lukas Lessing, Elisabeth Wimmer
Gestaltung: Maria Krobath
Fotos: Ronald Kodritsch

Besonderen Dank an:
Tina Kodritsch, Thutmosis III,
das gesamte Team des UAIP, Pitt Bradl und Angie,
Anton Badinger, Davis Miles, Erich Wolf

ISBN 978-3-99028-453-7

Gesamtproduktion:
Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 Weitra, www.bibliothekderprovinz.at



Für Tina



1. KAPITEL

*Kleopatra badet dreimal täglich
in Schulmilch und
Wie man die erste Million macht*

„Kommt an, klopft an, wird ihm aufgetan“, war die Begrüßung der Wahrsagerin, als sie mich zum ersten Mal sah und mir war bereits damals alles klar.

Als sie mir die Karten legte, hat sie meine große Zukunft auf dem Tisch liegen sehen. Sie hat mir prophezeit, dass ich später einmal ein ganz großer Meister sein würde. Dass sie damit einen großen Meister im Stahlwerk gemeint hat, ist mir erst später klar geworden. Dabei war das sehr naheliegend, denn wo ich aufgewachsen bin, gab es fast nur das Stahlwerk, dort hat ebenso mein Vater gearbeitet, wenn auch nicht als großer Meister. Die Wahrsagerin hat also nur auf das Naheliegendste getippt, aber ich habe das Fernliegendste wahrgenommen und mich genauso verhalten, von diesem Tag an.

Ab diesem Moment bin ich Künstler geworden. Aber das will ich der Reihe nach erzählen.

Ich bin am Rande einer kleinen österreichischen Kleinstadt, genauer gesagt in Leoben aufgewachsen, nahe dem Bahnhof und nahe am Wald. Wenn ein Zug an unserem Haus vorbeigefahren ist, hat das ganze Gebäude gezittert, als würde die Stadt von einem gewaltigen Erdbeben erschüttert werden. Als Kind hat mir das aber keine Angst bereitet, weil ich den Rhythmus immer als etwas sehr Angenehmes empfunden habe. Nachts war das ein In-den-Schlaf-Schaukeln, tagsüber ein pfeifender Herzschrittmacher auf Schienen.

Tataka tam – tataka tam – tataka tam.

Wir lebten zu viert in einer kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung, meine Großeltern, meine Mutter und ich. Mutter war 14 Jahre alt, als ich zur Welt kam, mein Vater gerade 18 und nach der Zeugung gleich wieder verschwunden. Ich war der erste Versuch meiner Eltern. Zuerst war ich eine große Überraschung für meine Mutter, und da sie ihre Schwangerschaft verheimlichte und bis zum achten Monat ihren Bauch einzog, war ich bald darauf auch eine große Überraschung für meine Großmutter.

Wahrscheinlich habe ich meine O-Beine deshalb, weil meine Mutter ständig ihren schwangeren Bauch eingezogen hat, worüber ich mir aber nicht sicher bin.

Auf die Welt gekommen bin ich freilich trotzdem, und zwar am 8. Mai 1970, um 5 Uhr 47, falls das jemand genau wissen will.

Wir hatten sehr wenig Geld, aber wir mussten nicht hungern, da mein Großvater in der Nähe einen kleinen Garten bewirtschaftete. Das Klo war aber trotzdem am Gang und Bad hatten wir keines. Weil der Gang natürlich nicht beheizt wurde und der Weg bis zum Klo weit war, hatten wir in unserer Wohnküche prakti-

scherweise gleich neben dem Waschbecken im Eck unseren Pritschlamper stehen. Das war ein orangener Plastikimer mit einem Deckel drauf und einem weißen Henkel. Der Linoleumboden rund um den Amper war von der Harnsäure bereits gewellt und hatte seine Farbe stark verändert. Manchmal war sowieso mehr Urin rund um den Eimer als in ihm drin. Der Pritschlamper war trotzdem praktisch. Ja man könnte fast sagen, er war so etwas wie echter Luxus.

Meine Mutter ging noch auf die Handelsschule. Aufgrund des Drucks meiner Großmutter fing sie gleich nach ihrem Abschluss in der Stadtgemeinde als Sekretärin an. Das war gut, denn damit gab es eine neue Einnahmequelle für den neuen Schreihals. Ich glaube, ich war damals schon schwer zu befriedigen. Als ich größer wurde, bin ich meistens unterwegs gewesen, im Wald nebenan, der unseren Nachbarn, den Bauern gehörte. Dort trieben wir Kinder uns herum. Das war anfangs ganz schön, aber langfristig hatte ich einen anderen Plan.

Mein erstes künstlerisches Werk entstand in der vierten Klasse Volksschule. Ich war damals gerade mal neun Jahre alt. Ein Zeichenwettbewerb zum Thema „Schulmilch“ war ausgeschrieben und jeder Schüler konnte seinen Beitrag dazu abliefern. Ich hatte irgendwann erfahren, dass die ägyptische Königin Kleopatra dreimal täglich in Eselsmilch gebadet hatte.

Dieses Bild hat mich fasziniert und war zu meiner ersten konkreten erotischen Phantasie geworden. Außerdem kannte ich Kleopatra schon durch diverse Historienverfilmungen, die damals im Fernsehen liefen – ich liebte ihre Eleganz, ihre Frisur, und ich fand sie unglaublich sexy. Man soll nur das malen, was man liebt, dachte ich mir, und schon war mein allererstes Sujet gefunden.

Ich zeichnete eine barbusige Kleopatra, die in einem riesigen orientalischen Bad in einem großen blauen Becken stand. Das Becken war mit Milch gefüllt, ihre Brüste waren klein und fest und ragten aus der Milch hervor. Auf ihrem Haupt trug sie ein prächtiges Geschmeide aus einer goldenen Schlange, aus deren Augen zwei rote Rubine blitzten. Kleopatra war mitten ins Bild gesetzt, stark geschminkt und schaute mich auffordernd an. Ihr Blick hatte etwas Dominierendes und Zerstörerisches, aber gleichzeitig waren leidenschaftliche Hingabe, Frivolität und Keckheit zu sehen. Ich zeichnete eine Frau, der man ausgeliefert sein möchte, von der man den tödlichen Trank gereicht bekommen will, der einen in den ewigen Schlaf versetzt.

Den Hintergrund füllte ich mit einer orientalischen Szene aus, mit Palmen in Tongefäßen und schwarzen Sklaven in Lendenschürzen, die mit verbundenen Augen der Königin mit Palmwedeln frische Luft zu fächerten. Drei junge, schöne und vor allem leicht bekleidete Dienerinnen, die eine ähnliche Frisur wie die Königin hatten, wuschen ihr ergebenst den Rücken. Verzierte Keramikschalen mit frischem, exotischem Obst standen auf einem goldenen Tisch. An die Wände malte ich Teile aus der Grabkammer von Thutmosis III., die ich mit bunten Farben darstellte. An den unteren Bildrand schrieb ich in Blockbuchstaben:

KLEOPATRA BADET DREIMAL TÄGLICH
IN SCHULMILCH

Meiner Lehrerin stieg die Schamesröte ins Gesicht. Sie war weder prude noch von gestern, aber so etwas hatte sie von einem Viertklässler offenbar nicht erwartet. Sie erkannte gleichzeitig aber auch die Qualität der Zeichnung und musste einen Schritt zurückweichen, als ich ihr das Blatt zeigte. Sie schlug die Hände vors Gesicht und starrte auf das Bild, stammelnd:

„Diese Zeichnung ist so realistisch, dass ich Angst habe, sie zu berühren.“

Natürlich gewann dieses Werk, mein erstes, nicht den Schulmilch-Wettbewerb. Vermutlich war es zu radikal, zu erotisch und noch dazu von subversivem Humor geschwängert, den man damals noch nicht mit wahrer Kunst in Verbindung brachte. Den ersten Preis machte eine einfältige Bleistiftzeichnung. Sie zeigte einen Musterschüler vor seiner Schule, der statt seiner Schultasche eine Packung Schulmilch auf dem Rücken trug. Aber das ist ja auch heute noch so – die biedere Kunst findet mehr Abnehmer als die bildende.

Damals war ich mit meinen nicht einmal zehn Jahren noch sehr naiv und glaubte, Millionär sei ein Beruf, den man durch ein Studium lernen könne. Dieser Weg schien mir aber zu lange zu dauern, weshalb ich meine eigene Theorie entwickelte, wie ich Kunst machen und Millionär werden könnte.

Ich stellte mir vor, durch die Welt zu ziehen und jedem Menschen, den ich treffen würde, eine Zeichnung für zehn Schilling, damals knapp ein Euro, zu verkaufen. In diesen jungen Jahren war ich bereits von einer breiten Streuung meiner Kunst wie besessen und rechnete mir aus, wie lange es dauern könnte, zu meiner ersten Million zu kommen. Ich wusste freilich damals schon, dass das die schwerste sein würde.

Um das zu erreichen, konnte ich nicht zu Hause sitzen und auf ein Resultat warten. Ich musste losziehen, soviel war mir klar, denn ich brauchte viele Kontakte, die es in der Kleinstadt nicht gab. Ich musste also auf Tour gehen.

Wie in dieser Berechnung ersichtlich, kam ich zu dem Schluss, dass ich für meine erste Million lediglich 2,73 Jahre, also etwas mehr als zweieinhalb Jahre brauchen würde, wenn ich 100 Zeichnungen am Tag verkaufte. Das erschien mir machbar und ich bereitete mich auf meine große Reise vor: Ich beschloss, 100.000 Zeichnungen anzufertigen, denn wenn ich erst einmal unterwegs wäre, hätte ich keine Zeit mehr dafür, soviel war mir klar. Doch woher sollte ich das Material dafür nehmen, waren wir doch sehr arm? Ich beschloss, meine Großmutter nicht in mein Vorhaben einzuweihen, sie würde sich nur unnötig Sorgen machen. Nur meiner Mutter erzählte ich davon, sie wiederum zeigte sich nicht sonderlich beeindruckt. Egal – ich fing einfach an. Ich wählte Kohle als das geeignetste, weil billigste Zeichenmaterial, immerhin hatten wir im Keller ausreichende Vorräte davon.

„Hat man erst die Kohle, kommt das Papier von alleine“, dachte ich bei mir.

Am nächsten Tag war ich nachmittags endlich kurz alleine. Großvater war in den Garten gegangen, meine Großmutter kaufte in der Stadt ein, und meine Mutter arbeitete noch im Büro. Ich fand, dies sei ein günstiger Zeitpunkt, mir mein Rüstzeug zu beschaffen. Schnurstracks eilte ich von unserer Wohnung im dritten Stock in den Keller, öffnete die Tür zu unserem Abteil, packte mir einen Kohlesack und wollte schon wieder hinauflaufen, als ich bemerkte, dass ich mich nicht bewegen konnte. Ich war wie angewurzelt. Ein paar Sekunden brauchte ich, um zu realisieren, dass es wohl am Gewicht lag: mit einem 50 Kilo schweren Kohlesack konnte ich nie und nimmer wieder in die Wohnung zurück. Nun musste alles schnell gehen, denn Großmutter konnte schon bald aus der Stadt zurück sein. Es galt, eine Entscheidung zu treffen. Nach einer kurzen Nachdenkphase beschloss ich, nicht eine kleinere Menge an Kohlen hinaufzuschaffen, sondern gleich das

10 Schilling pro Zeichnung
100 Menschen am Tag

$$100 \times 10 = \underline{1000}$$

Ich verdiene 1000 S am Tag.

$$1000 \times 365 = 365.000$$

Ich verdiene 365.000 S in
einem Jahr.

$$1.000.000 : 365.000 = \underline{\underline{2,73}}$$

$$\begin{array}{r} 2700 \\ 1450 \\ \hline 350 \text{ R.} \end{array}$$

Ich brauche für meine erste
Million 2,73 Jahre.

Kellerabteil als Atelier zu verwenden. Das würde nicht unentdeckt bleiben und bedeuten, meinem Beruf gleich zu Beginn offiziell nachzugehen. Dieser Tag sollte mein Leben von Grund auf verändern.

Voller Stolz schritt ich von meinem ersten Atelier in unsere Wohnung hoch und erzählte meiner Großmutter, die kurz darauf kam, dass ich ab heute Maler sei, bereits ein Atelier gefunden hätte und nur noch Papier auftreiben müsse, um meine Arbeit zu beginnen.

Großmutter bekam einen ihrer plötzlichen Lachanfänge – wie meistens, wenn sie überrascht wurde, oder einfach nicht mehr weiterwusste. Das Procedere in diesem Falle war mir nur allzu bekannt, also setzte ich mich in Großvaters Lehnstuhl, sah ihr beim Lachen zu und wartete. Normalerweise dauerte so ein Anfall maximal eine Minute, doch diesmal wollte sie einfach nicht aufhören. Sie stand in unserer Wohnküche, in ihrer blauen Kleiderschürze mit kleinen weißen Gänseblümchen darauf, mit braunen Strümpfen, die sie mit roten Gummiringen fixiert hatte, mit denen man normalerweise Einmachgläser luftdicht verschließt, in ihren Gästepantoffeln vor mir. Ihr fülliger Leib zitterte und waberte, sie lachte lauthals. Es dauerte und dauerte. Arme Oma, sie war nun wirklich am Ende ihrer Weisheit, während ihr nun sogar Tränen aus den Augen flossen und sie zu schluchzen begann. Schnell sprang ich auf und suchte nach meinem Aquarellblock und den Aquarellfarben, die mir mein Onkel Karl, der Seefahrer, aus Italien mitgebracht hatte, riss ein Blatt vom Block und legte es zwischen die Füße meiner Großmutter. Darüber platzierte ich die geöffnete Farbschachtel.

Ihre Tränen flossen nun in starken Strömen und trafen schließlich auf die in Tiegel gepressten Farben. Beim Aufprall

vermischte sich das Wasser mit den Farben und floss in bunten Rinnsalen auf das Blatt. Meine Großmutter bemerkte nichts davon, da sie noch immer mit geschlossenen Augen da stand und sich vor Lachen schüttelte. Nach einer mir endlos vorkommenden Zeit begann sie sich zu beruhigen und wandte sich, noch unter Tränen, an mich. Sie sah mir liebevoll in die Augen und sagte: „Wovon wirst du denn leben?“

Ich bückte mich und zeigte ihr das gerade entstandene Werk, das rund um die Farbschachtel bunte Farbspritzer zeigte, einem impressionistischen Gemälde gleich, nur viel wilder und besser. Dort, wo die Schachtel platziert war, war das Weiß des Blattes zu sehen.

„Davon!“, meinte ich siegessicher, gerührt von ihrem Mitgefühl und hielt ihr das neue Werk unter die Nase. Großmutter stutzte. Sie wusste nun, wie ernst ich es meinte. Sie spürte, dass mich nichts und niemand von meinem Weg abbringen würde, und war stolz auf mich. „Ich habe noch nie ein so schönes Bild gesehen“, sagte sie besonders feierlich. Natürlich hatte sie übertrieben mit dieser Aussage, weil ich ihr geliebtes Enkelkind war, das spürte ich natürlich. Aber im Grunde genommen hatte sie damit zweifelsohne recht. Ich konnte aufatmen. Nun erzählte ich ihr von meinem Atelier, von der Beschaffung des Materials und von meinem Plan, 100.000 Zeichnungen zu schaffen und diese auch zu verkaufen. Und plötzlich erkannte sie, genauso wie ich, meine wirtschaftliche Unabhängigkeit in naher Zukunft.

„Was machst du dann noch hier oben? Runter ins Atelier, Du hast noch viel vor!“ herrschte mich meine Großmutter an, und ich erkannte schon damals: Hinter jedem erfolgreichen Mann steckt eine starke Frau.

Doch zuerst musste ich mir noch Papier besorgen, das nichts kosten durfte. Was also war zu tun?

Damals gab es noch überall Telefonzellen, in denen jeweils zwei Telefonbücher auflagen. Eines mit gelben Seiten, das Branchenbuch, eines mit weißen Seiten, für die Privatpersonen. Jedes hatte rund 1000 Seiten, wie ich schnell feststellte. Ich musste also insgesamt 50 Telefonzellen ausfindig machen, um genügend Zeichenpapier zu haben. Das sollte kein Problem sein.

Um die Kohle am Blatt zu fixieren, borgte mir meine Mutter ihren Taft-Spray. Ich erinnerte sie daran, dass ich mit einem Spray wohl kaum 100.000 Zeichnungen fixieren könne. Das sah sie sofort ein und kaufte mir gleich eine zweite Dose. „Das wird ja dann wohl reichen“, sagte sie streng. So war das damals. Ich musste zeitig lernen, mit Geld umzugehen.

Nach der Schule eilte ich jeden Tag nach Hause und verschwand sofort im Keller. Oft hatte ich keine Zeit für das Mittagessen, sehr zum Leidwesen meiner Großmutter, die es mir dann am Nachmittag in mein Kelleratelier brachte und mich aufforderte, eine Pause einzulegen. Ich arbeitete eifrig an meinem ersten großen Werkblock. Die Schule vernachlässigte ich übrigens nicht, tat aber nur das Notwendigste dafür, und das musste reichen.

Ich arbeitete im Stil des Informel. Die dünnen Telefonbuchseiten bearbeitete ich mit meiner Heizkohle je nach Laune. Ich war damals sehr von Malern wie Emil Schumacher oder Antoni Tàpies begeistert. Sie waren mein erster Zugang zur Malerei und man kann fast sagen, dass sie so etwas wie meine Vorbilder waren. Sie waren für mich wie Rockmusik. Mal waren es nur ein paar zarte Linien, die ich auf das Telefonbuchpapier setzte, mal schrieb ich Gedichte darauf, oder ich übermalte die ganze Seite,

was mir später Arnulf Rainer nachgemacht hat. Ein anderes Mal kreiste ich mit der Kohle einen x-beliebigen Namen ein und erfand dazu ein Muster, oder ich ließ mich zu einer Textzeile inspirieren. Manchmal verletzte ich aber auch das Papier mit der harten Kohle, was mir später den Beinamen „Der Wilde“ brachte. Meine erste Serie nannte ich:

SCHON WIEDER GESCHEITERT BEIM VERSUCH,
EINEN REGENBOGEN ZU MALEN.

Meine Freunde beschäftigten sich nach der Schule mit Fußball, oder sie spielten im Wald. Ich ging jeden Tag in mein Kelleratelier und verbrachte so meine Kindheit und Jugend, bis ich 18 Jahre alt war, denn so lange brauchte ich, um mein frühes Werk abzuschließen. Um mich zwischendurch zu entspannen, spielte ich ein wenig Gitarre. Ich will nicht sagen, dass ich irgendetwas vermisst hätte. Wenn mir etwas fehlte, zeichnete ich es einfach auf und hatte schon wieder ein neues, fertiges Blatt. Niemand kann dir so etwas an einer Kunstschule beibringen – dort lernt man ja nicht einmal, wie man eine Leinwand grundiert.

Mir war klar, dass ich mir viel vorgenommen hatte, aber ich wollte mir, meiner Familie und meinen Freunden beweisen, dass ich es schaffen konnte. Trotzdem überfielen mich immer wieder ganz plötzlich Zweifel, und auch nicht die wenigen Sonnenstrahlen, die den Weg durch das kleine Fensterchen in mein Atelier fanden, konnten diese dunklen Gedanken verdrängen. Die Winter waren besonders hart, es war kalt und feucht, weshalb ich mit gestrickten Handschuhen, Haube und zwei Anoraks übereinander arbeiten musste. Einigen Freunden hatte ich es mittlerweile untersagt, mich zu besuchen, da sie mich als Kohlestück, Kellerkind oder einfach als Volltrottel bezeichneten.



Ronald Kodritsch, 1970 in Leoben geboren, bearbeitet ein medienpluralistisches Feld. Dieser ständige Wechsel zwischen traditionellen Medien wie Malerei und Zeichnung, der Fotografie und dem bewegten Bild, wurzelt primär in der Intention, das Selbst, das Bild des Künstlers wiederzugeben – ob als authentisches Spiegelbild oder als inszeniertes Zerrbild der Wirklichkeit. Der Künstler wandelt träumerisch durch seine persönlichen Paradiese, die zugleich an der harten banalen Realität zerschellen, die er mit Sarkasmus reflektiert. Er lebt hauptsächlich in Wien und arbeitet viel.

(Florian Steininger)

www.kodritsch.com